

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

33 (9.2.1927) Die Mußestunde

Bücherschau

„Der Alkohol vor dem Strafgericht.“ Ungeheuer groß ist die Schuld des Alkohols an dem Anschwellen der Kriminalität. Statt vieler Statistiken nur eine Tatsache, daß in der Vorkriegszeit die Zahl der Verbrechen in den Landesteilen längs der damaligen russischen Grenze, im übröflichen Bayern und in der Pfalz am größten war. Die Gefilde Obelbiens sind eben die Hochburgen des Schnapskonjums, Ober- und Niederbayern das Paradies der Bierbrauer, und die Pfalz zeichnet sich durch großen Weinkonsum aus. Bei dem Anwachsen des Verbrauchs alkoholischer Getränke ist zu befürchten, daß sich bald wieder sehr ungünstige Wirkungen auf die Kriminalität bemerkbar machen werden. Deshalb hat sich Gen. Rechtsanwalt Dr. Siegfried Weidner, Mitglied des Preussischen Staatsrats, ein besonderes Verdienst erworben, daß er die Beziehungen zwischen Alkoholismus und Kriminalität in einer kürzlich erschienenen Schrift in knapper, übersichtlicher Form darzustellen hat. „Der Alkohol vor dem Strafgericht.“ Verlag des Deutschen Arbeiter-Abtinnten-Bundes, Berlin S. O. 16, Engelauer 29, 36 Seiten, Preis 30 Pfa.). Weinberg beipricht auch die Bestimmungen, die in Bezug auf den Alkoholismus in den Entwurf des neuen deutschen Strafgesetzbuches aufgenommen werden sollten. Die Schrift wird von allen gelesen und beachtet werden müssen, die am Neubau der menschlichen Gesellschaft tatkräftig mitarbeiten wollen.

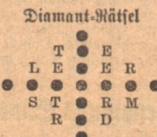
„Koralle.“ Naturaufnahmen von überraschender Schönheit bringt das Januarheft der „Koralle“, die sich immer mehr in der Gunst des Publikums festsetzt. Ungemein reizvoll wirken die Bilder vom Rauhreif in den Bergen und von den zauberhaft schönen Gärten des Südens. Dann aber sind auch Aufnahmen, wie sie selten in der Natur vorkommen und nur der unendlichen Geduld begabter Forscher zu danken sind, in diesem Heft zu sehen: Das Wunder der Eritarrung wässriger und feuriger Elemente. Dann wieder folgen die Schönheiten der Marslanäle, das Iekt gelöst erscheint und der sehr interessante Aufsatz von Dr. Werner Bloch über den „Urtiergarten des Fossilien“, den er aber sichererweise erst für Millionen von Jahren voraussetzt. Dr. Erich Dack erzählt in Wort und Bild von den „Menschen der Zukunft“, wie man sie sich nach der neuen Theorie des holländischen Anatomisten Volk vorstellen muß. Naturfreunde werden ihre Freude an diesem Heft haben, das aber auch technisch interessierten Lesern vieles Interessante bringt.

„Jarus. Im Fluge durch die große Welt.“ Herausgeber Dr. Erich Mebne. Luftfahrt Verlag G. m. b. H. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweiganstaltung Berlin, Berlin SW. 19. Preis 1 M. — Das Januarheft 1927 bietet einen glänzenden Aufsatz für den 3. Jahrgang. Das Titelbild stammt von dem bekannten Grafiker Lucian Rabel, der den Gedanken: „Im Fluge durch die große Welt!“ graphisch glänzend dargestellt hat, indem er den blauen Äther, die eigenen Gipfel der Bergwelt, die Palmen Afrikas mit den Wolkenkratzern Amerikas verbindet. Das Januarheft bringt den Beginn eines vielversprechenden Romans von Iwan Lufalsch und Heinz Strab. In der Serie der regelmäßigen Veröffentlichungen aus der zeitgenössischen Malerei erscheint diesmal ein mit vierfarbigen Abbildungen illustrierter Artikel über die Malerin Loulou Albert Lazard. Aus dem übrigen vielseitigen Inhalt erwähnen wir Heinz Karl Seiland „Theater und Film in Japan“, Peter Supf „Fliegende Tiere“. In dem Abchnitt „Die Luitreile“ interessiert besonders ein mit sehr seltenen Flugaufnahmen geschmückter Artikel des bekannten Fliegers und Schriftstellers von Langsdorff über einen von ihm ausgeführten Alpenflug.

„Gesang der Welt.“ Gerrit Engelle. Gedichte, Briefe und Tagebuchblätter. Eingeleitet und ausgewählt von Walther G. Döhlwesk im Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW. 61, Belle Alliance-Platz 8. Preis kart. 0,50 M., Halbleinen 0,90 M., Geb. 1,20 M. — Dem tapferen und zukunftsreudigen Arbeiterjugend-Verlag gebührt das zu dankende Verdienst, an den Dichter Gerrit Engelle, den das Schicksal noch drei Tage vor Friedensschluß 1918 in der Nähe von Cambrai an den Folgen einer schweren Verwundung sterben ließ, erinnert zu haben. Der vorliegende, von Walther G. Döhlwesk besorgte und mit einem schlichten Vorwort versehene Auswahlsband der Briefe und Tagebuchblätter Gerrit Engelles, die ganz die schillernde Inbrunn und den Mut dieses uns so früh verloren gegangenen Dichters empfinden lassen. Allen, die sich eins wollen im Glauben mit jener kampfesmutigen Front der Verkämpften, müssen die vorliegenden Gedichte und Blätter Anruf und Bekenntnis sein. „weina der Welt.“ das ist nur die taubendach gebündelte Stimme unseres Volkes, des „Volkes von morgen“.

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei Volksfreund G. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätfelreife



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, um wahrhaft zu lesende Wörter zu bilden. Die Punkte heißen dann einen Teil des Zaubers.

Rätsel

Die Erste weist auf das, was bald vollendet,
Die Zweite Ruh und Schlaf den Menschen spendet,
Zu Karren macht alljährlich viel das Ganze,
Bei Ballmuffel und bellem Nichtigerganze.

Rätsel-Auflösungen der Nummer der letzten Woche

Begierbild. Stellt man das Bild auf die rechte Seite, so ergibt das Fährnet die Figur eines Mannes.

Rätsel: Kiesel — Kiel.

Wichtige Lösungen fanden ein: Adolf Weiser, Karlsruhe; R. Ungerer, Spielbera.

Witz und Humor

Herztlicher Rat. Ein Patient kam zum Doktor Wurmham. — „Woran leiden Sie?“ fragte der Prinz der Wissenschaft. „Ich weiß es eigentlich nicht. Es ist mir halt nicht ganz wohl.“

„Wie leben Sie denn?“

„Am, das ist bald gelagt, Herr Doktor: Ich arbeite wie ein Ochse, esse wie ein Wolf, bin müde wie ein Hund und schlafe wie ein Murrelster.“

„Dann ginge ich aber an Ihrer statt zu einem Viehbar.“ sagte der Doktor autmütig.

Geschäftstreff. „Der arme Hans ist in eine Zerenanfall gebracht worden.“ sagte der Barbier, indem er ein blinkendes Rasiermesser über seinem Kunden schwang. „Welcher Hans?“ fragte der Herr im Stuhl.

„Nun, mein Zwillingbruder, der so lange über die schweren Zeiten nachgedrückt hat, bis er schließlich übergeschnappt ist.“

„Wirklich?“

„Tatsächlich! Wir arbeiteten seit Jahren zusammen. Und wir gleichen uns dermaßen, daß man uns kaum voneinander unterscheiden konnte. Wir brühten übrigens auch beide gleich viel. Es ist nichts mehr zu verdienen in unserem Beruf.“

„Weshalb nicht?“

„Die Preise sind zu niedrig. Wenn die Kunden keine Kopfbäder nehmen, dann kommt man durch Haarschneiden und Rasieren überhaupt nicht auf seine Auslagen, geschweige hinreichenden Verdienst. Ich habe den armen Hans dabei erwischt, wie er daran war, einem Kunden die Gurgel durchzuschneiden, weil er sich weigerte, sich den Kopf waschen zu lassen. und so mußte ich den armen Teufel in Nummer Sicher schaffen lassen. Traurig, höchst traurig für mich! Bismarck tut es mir leid, daß ich ihn nicht gewahren ließ. Vielleicht wäre er noch beim Verstand. Wollen Sie, bitte, Kopfwaschung?“ „Gewiß ja!“

Der Zweck heiligt die Mittel. Ein sehr humaner Arzt namens Dr. Klugmann hatte eine originelle Art, für wohlthätige Zwecke zu sammeln. So regte er a. B. bei einem Gastmahl an, jeder Gast möchte eine halbe Krone geben und der ganze Betrag solle dann demjenigen gehören, der die größte Zahl von Dingen bei sich habe, nach denen er, Dr. Klugmann, frage.

Man war damit einverstanden. Und nachdem jeder der 32 Personen seine halbe Krone gelegt hatte, legte auch Dr. Klugmann sein Geldstück zu den übrigen auf den Tisch, und fragte dann rubig schmunzelnd:

„Wer hat nun die meisten falschen Zähne? Ich habe deren sechs!“

Auf diese unerwartete Frage berrichte einen Augenblick Ritghofstühle, die aber bald von einem teilweise gezwungenen Lachen unterbrochen wurde.

Dr. Klugmann gewann natürlich den Einsatz, den er hernach einem bedürftigen Spital zuwies.

Die Ruhestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

6. Woche

Karlsruhe, den 9. Februar

1927

Auffchwung

Karl Bröger.

Unter uns ähnt Nacht und Grauen
und ein Meer vom toten Blut.
Brüder laßt uns aufwärts schauen,
wo allein die Rettung ruht.

Droben schwinnt in hoher Kunde
Stern bei Sternen, aus und ein,
Zeichen einem neuen Bunde
zwischen Mensch und Mensch zu sein.

Brüder, schaut, wie frisches Hoffen
leuchtend in das Dunkel bricht.
Morgen tritt vom Glanz getroffen,
der verstrahlt Mensch ins Licht.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Eugen Diederichs, Sena, dem Buche „Flamme“ entnommen.)

Die Spinne

Von Maxim Gorki.

Der alte Antiquitätenhändler Formosa Matow ist lang, bager, gerade gewachsen wie ein Weizenstängel. Er wandelt immer einher wie ein Soldat bei der Parade, schaut alles mit seinen röhren Stieraugen an, in deren anstrahlendem, trübem Glanz etwas Behnütiges, Stumpfes liegt. Ich hielt ihn für dumm und darin beständige mich besonders ein eigenfinniger, launischer Zug seines Charakters: Er bringt dir a. B. ein mittelalterliches Fintenrohr oder eine verzierte Schöpfkelle zum Verkauf, handelt verzeckelt, schließlich endlich den Kauf ab und erklart dann plötzlich mit Grabsstimme:

„Rein, ich will nicht.“

„Weshalb?“

„Ich habe keine Luft.“

„Weshalb hast du ihn mir denn damals nicht gleich gegeben?“

Er schließt den Gegenstand schweigend in die unergründliche Tasche seines Rockes, tut einen schweren Seufzer und geht, ohne sich zu verabschieden, als fühle er sich schwer gedrückt. Aber einen Tag später — manchmal auch schon nach einer Stunde — erscheint er dann ganz unerwartet und legt den Gegenstand auf den Tisch.

„Ja, nimm!“

„Weshalb hast du ihn mir denn damals nicht gleich gegeben?“

„Ich hatte keine Luft.“

Er war nicht etwa gierig nach Geld, den Armen gab er reich. Aber sich selbst vernachlässigte er: Winter und Sommer ging er in demselben alten wackeligen Rock, dazu trug er eine zerdrückte, warme Mütze und ärmliche Stiefel. Er lebte ohne festes Heim, zog von einem Ort zum andern, von Nischni nach Murom, von Murom nach Susdal, Kostow, Jaroslavl und tauchte dann wieder in Nischni auf, wo er immer in dem schmierigen Gasthof von Bubnow wohnte, wo Kanarienhändler haften, Fallschvieler, Siskel und allerhand Gläubritter, in diesen Tabakswolken auf durchgelegenen Sofas auf ihr Glück warteten. Unter diesem menschlichen Abfall erzeute sich Matow besonderer Hochachtung als weitherumgekommener Mensch und guter Erzähler. Erzählen tat er immer davon, wie die alten „edelsten Kestler“ zugrunde gehen, „dahinsinken“. Er pflegte davon immer mit dumpfer, trüblicher Erbitterung zu sprechen, und legte immer besonderen Nachdruck auf den Leichtsin der Gutsherren.

„Kugeln schieben sie. Es macht ihnen besondere Freude, Kugeln mit hölzernen Kammern zu schieben. Das ist so ein Spiel. Dabei sind sie selbst geworden wie solche Kugeln und rollen nun ganz ohne Sinn und Verstand auf der Erde dahin.“

Einmal, in einer nebligen Herbstnacht, traf ich Matow auf dem Dampfer nach Kasan. Kaum die Räder bewegend, tastete sich das Schiff wie ein Blindler vorsichtig durch den Nebel da-

hin, Stromabwärts. In dem grauen Wasser und dem grauen Nebel zerfloßen und vergingen keine Wächter, dumpf heulte unerbötlich die Dampfpeife. Es herrschte eine düstere, beklemmende Stimmung, wie in einem schmerzlichen Traume. Matow sah einam, ganz hinten, als verstände er sich vor jemand. Wir kamen ins Gespräch und er erzählte mir folgendes:

„Fast dreißigzwanzig Jahre lebe ich in unüberwindlicher Furcht und finde keine Erlösung von ihr. Und meine Furcht, Herr, ist etwas ganz besonderes: In meinem Leibe wohnt nämlich eine fremde Seele. Als ich zwanzig Jahre alt war, Herr, da hielt ich es mit einem Weibe, und die war ... die war eine Dene. Ihr Mann war mein Freund, ein guter Mensch, aber krank, dem Tode verfallen. Und in der Nacht, da er starb und ich schlief, da nahm dieses verfluchte Weibsbild meine Seele aus mir heraus und lörrte seine Seele in meinen Leib. Ihr war das so genehm, ihr Mann war ärztlicher zu ihr als ich, dreimal lei sie verflucht! Er starb also und ich küßte sofort: Ich bin nicht mehr derselbe Mensch wie bisher. Ich muß offen sagen, ich habe die Frau überhaut nicht geliebt, habe nur so mit ihr getändelt, jetzt aber sehe ich, daß es meine Seele zu ihr zieht. Wie sollte ich mir das erklären? Die Frau ist mir unangenehm, und doch kann ich mich nicht von ihr losreißen. Alle meine guten Eigenschaften sind wie Rauch verlogen; eine räffelhafte Schwermut quält mich, ich empfinde eine Schen vor ihr: Grau in grau ist alles um mich, wie mit Asche bestreut; aber diese Frau war wie das Anklid des Feuers! Sie hielt mit mir, verlockt mich zur Sünde in den Nächten. Da verstand ich schließlich, was war: Sie hatte meine Seele veranlagt, ich lebte jetzt mit einer fremden Seele! Aber — meine eigene, meine wirklich, meine von Gott mir gegebene Seele — wo ist die? Schrecken packte mich ...“

Unheimlich heulte die Dampfpeife, ihr dumpfer Schall bohrte sich in den Nebel, der Dampfer machte hinten schwankende Bewegungen, als habe er sich festgeklemmt, unter ihm gluckte und plätscherte das Wasser, dunkel und did wie Pech. Der Alte lehnte sich mit dem Rücken an den Schiffsrand, bewegte die Füße mit seinen halbentnerischweren Stiefeln hin und her, scharte mit den Händen sinnlos um sich und fuhr leise fort:

„Schrecken packte mich, ich ging auf den Boden, machte eine Schlinge und befestigte sie am Dachbalken ... aber ein Wafschweid sah mich, schlug Alarm ... man nahm mich aus der Schlinge. Seitdem ist dauernd ein ganz festlames Weien um mich herum: Eine Spinne mit sechs Füßen, so groß wie ein mächtiger Hiegenbock, mit Hart und Spinnennetz, mit Weibchenbrillen, und drei Flagen zweien im Roope, einem weibchen den Brüllen, das schaut immer nach unten, zur Erde auf meine Fußspuren. Wobin ich gehe, immer, so weichend, kommt es mir nach, fruppig, mit sechs Füßen, so wie der Schatten vom Monde, und niemand sieht es, nur ich ... Da ... da ist es, da ... und du siehst es nicht ... da ...“

Matow wies mit dem Arm nach links und streifte etwas in der Luft, in einer Höhe von etwa zehn Werksfuß über dem Fußboden. Dann wischte er seine Hand am Anie ab und sagte:

„Heucht ist es.“

„Wie meinst du das, lebst du jetzt schon zwanzig Jahre mit der Spinne?“ fragte ich.

„Dreißigzwanzig Jahre. Du denkst natürlich — ich bin bloß verrückt? Da ... da ist sie, die Spinne, mein Wächter, da hoch sie ...“

„Hast du nie mit einem Doktor über die Sache gesprochen?“

„Aber ich bitte dich, Herr! Was soll mir da ein Doktor nützen? Das ist doch nicht eine Geschwulst, die man mit dem Messer ausschneiden kann, oder wegbeist oder mit Salbe einreibt. Der Doktor sieht sie doch nicht, die Spinne?“

„Redet die Spinne denn mit dir?“

Matow sah mich verdutzt an und sagte:

„Du willst mich wohl auslachen? Eine Spinne kann doch nicht reden! Die ist nur da, damit ich Angst habe, damit ich nicht mache, was mir einfällt, die fremde Seele nicht verderbe. Ich habe doch nun einmal eine fremde Seele in mir,

eine gewissermaßen gestohlene Seele. Vor etwa 10 Jahren wollte ich mich erlösen; ich sprang von einem Kahn ins Wasser. Da trallerte die Spinne mit den Fäden an den Bootsrand, packte mich und hielt mich fest, und so hing ich nun über Bord. Ich habe dann so getan, als wäre ich hinausgefallen. Hinterher sagten die Matrosen, mein Kopf hätte mich gehalten, wäre irgendwo hingengeblieben. Hier — das ist der Kopf, der mich gehalten hat.

Der Alte griff wieder mit der Hand in die feuchte Luft und freischelte etwas. Ich schwebe, denn ich wußte nicht, was ich einem Menschen sagen sollte, der Seite an Seite mit einer so seltsamen Ausgeburt seiner Phantasie lebt — und rubia weiter lebt und noch nicht ganz verrückt geworden ist.

„Ich wollte schon längst mal mit dir über diese Geschichte reden.“ sagte er leise, wie flüsternd. „Du redest ohne Scheu über alles, ich habe Vertrauen zu dir. Sage mir doch, tu mir den Gefallen, was ist deine Ansicht: Ist mir diese Spinne von Gott gegeben oder vom Teufel?“

„Ich weiß es nicht.“ „Denn doch einmal darüber nach... Ich nehme eigentlich an, von Gott; Der will die fremde Seele in mir behüten und bewahren, einen Engel wollte er mir dazu nicht beugegen, einen Engel bin ich nicht wert. Aber diese Spinne, das ist viel verständiger. Hauptächlich macht sie mir Angst! Es hat lange gedauert, bis ich mich an sie gewöhnen konnte.“

Matow nahm seine Mütze ab, bekreuzte sich und sagte leise inbrünstig: „Groß und wohlthätig ist unser Gott, der Herr und Vater des Bestandes, der Sirtz unzierer Seelen.“

Ein paar Monate später traf ich in einer Mondnacht Matow in einer einsamen Straße von Nishni-Nogorod. Er drückte sich auf dem Fußwege dicht an den Säulen entlang, als ob er jemand neben sich Platz ließe.

„Nun, wie ist es? Lebt deine Spinne immer noch?“ „Der Alte lebte auf, kann tastet er gebeugt mit der Hand durch die Luft und sagt fast häßlich: „Da... da ist sie ja.“

Drei Jahre später hörte ich, Matow sei im Jahre 1905 in der Nähe von Balaschna beraubt und ermordet worden.

Auf dem Marsche

Aus meinem afrikanischen Tagebuch
Von Karl Salm

Die beiden, in der Provinz Oran garnisonierenden Regimenter der Fremden Legion bestehen aus je fünf Bataillonen. In neuerer Zeit, anlässlich der Marokko-Affäre, soll noch ein drittes Regiment gebildet worden sein. Zugeteilt sind jedem Regiment noch zwei Depot-Kompagnien, die sich aus Rekruten, Konvoisessanten, Stratenläsigen und Jenen zusammensetzen, die ihre fünfjährige Dienstzeit hinter sich haben und den Abtransport nach Marokko erwarten. Haben die Rekruten ihre 4-6 Wochen währende Ausbildung hinter sich, so werden sie in die Stammkompanien der Bataillone verteilt. Die Fahne des Regiments bleibt stets in dessen Garnisonsort und wird nur bei besonderen Anlässen, wie Paraden, Ordensverleihungen und beim Nationalfeste entfaltete. Jedes Regiment hat seinen Distrikt in der weiten Provinz Oran, dessen Besetzung ihm obliegt. So befindet sich z. B. in S a r d a nur ein Bataillon mit 2 Depot-Kompagnien, zwei weitere Bataillone halten F i o r e t und G e r n i l l e besetzt, die restlichen zwei Bataillone verteilen sich in T o n k i n und jener Kolonie, wo gerade gekämpft, oder besser gesagt: Kultur verbreitet wird. Die algerischen Bataillone wieder entziehen an den am Rande der Sahara und an bedeutenden Karawannenstraßen errichteten Posten und kleineren Forts Mannschaften, so daß man sagen kann, daß der größte Teil der Fremdenlegion sich auf dem Marokko befindet. Die Läden, vom Fieber, Desertion und Kriegsgerichten verurteilt, werden immer wieder frisch aufgefüllt. Mit diesem Hin- und Hermarschieren will man den herumstreifenden räuberischen Nomadenstämmen Respekt einflößen, die geplünderten Farmer und Weinbauern sollen an die Gerechtigkeit glauben und der Sühne gewiß sein und, was wohl die Hauptsache ist: die Truppe soll in steter Bewegung bleiben, sich an's Klima und an's Land gewöhnen. Alljährlich im Herbst findet der große Wechsel der algerischen Bataillone, verbunden mit Manövern statt. Die Truppenverschiebungen sind Präzisionen, die darlegen sollen, wieviel jede Formation zu leisten im Stande ist. Selbst kleinere Kolonnen, die irgend wohin beauftragt werden, haben außer den normierten Marschkilometern noch Felddienstrüben anstrenghender Art anzuhalten. Und wie man auf Europas Manövergelände Reforbe aufstellte, so erst recht hier, wo kein Furschden verursacht, kein Verlebrt gebennet und kein Sou Quarztergeld bezahlt wird. Das Hochplateau Algeriens ist die

Schule, auf der Frankreich seine Kolonialkrieger heranbildet. Jede Marscherleichterung kommt hier in Begleit. Der Soldat wird so trainiert, daß er im Ertragen von Hunger, Durst und Hitze den Eingeborenen übertrifft. Wer schlapp macht, dem drohen Gemaltmaßregeln und Strafen. Mancher will nicht seine gelten und begehrt lieber eine Gehorsamsverweigerung. Das Gewehr wird ihm dann abgenommen und das Bajonett — den schweren Tournister muß er weiter schleppen. Zuletzt wirft er diesen noch ab und begehrt damit ein Verbrechen, das nicht unter drei Jahren Frohnarbeit gesühnt werden kann. Aber mitmarschieren muß er, bis zum Zusammenbrechen. Seine eigenen Kameraden sind seine Wächter und oft seine Quäler. Wohl stehen Krümpervagen mit Maulsel und auch Kamele zur Verfügung; doch diese sind mit Futrae, Lebensmittel und dem vielen Gepäck der Vorgesetzten beladen, und jede Kompanie sieht ihren Ehrgeiz darin: keine Marode abgibt zu haben. Besonders ist das Niederkämpfen innerer Wallungen. Solch eine marschierende Kolonne steht von hinten aus wie wandelnde, was Phantastisches hat. Während im Innern des Tournisters Putzeng u. a. Kleinigkeiten mehr verstaubt werden, sind auf dem Traggerüst in gerolltem Zustande Hemden, Hosen, Äußen, Decke und Zeltbahn etagenweis geschichtet, doch meistens so, daß die Farben der Tricolore dadurch entstehen. Als Krönung des Ganzen glänzt oben auf die Gamelle, der E s t o p f. Links und rechts sind die Schube und die Zelstöße befestigt; auf der Tournisterklappe wird das Brot von der strahlenden Sonne zu Zwieback geröstet. Vorn am Leibriemen hängen die Patronentaschen und die in Sackleinwand verpackte Reservemunitition. Links klapert das Bajonett im Eisenfutteral. Die, einen Liter fassende Feldflasche, wird mit Wasser, vermischt mit Wein oder Kaffee gefüllt. Doch der inwendige Rost zerrißt die Flüssigkeit und macht sie bei zunehmender Hitze ungenießbar.

Vor Sonnenaufgang beginnt der Marsch. Ein kühlender Wind geht dem Ausgang des Tagesespeitms voraus. Befehle werden laut, Balgereien finden statt wegen nächtlichen Diebereien. Hornisten und Tamboure sammeln sich an der Lüle, blasen und trommeln den Regimentsmarsch. Langsam verlöschen die Feuer. Die Kolonne setzt sich in Bewegung. Ueber dem fernen Himmelsgebirge, einem Ausläufer des Atlas, steigt der Sonne der Morgenrote Scheibe empor. Durch das Morgensdunst Gärten seine tritt man Pflanzen nieder, die der heimatische Gärten keine Sorgenkinder nennt. Die Fröhllichkeit der Truppe hält noch an bis gegen neun Uhr vormittags; von da ab wachen Angst, Stumpfheit, Niedergeschlagenheit, Hoß und leidet oft Berausigung in den marschierenden Reihen. Umsonst sucht das Auge eine Abwechslung. Braunaelb die Landschaft, bleifarben der Himmel, von wo die Sonne glühende Hitze braut. Gans weit, am östlichen Horizont, blinzt weiß auf einer Bergturpe das Grabmal irgend eines arabischen Scheichs, oder eines Heiligen des Islam. Schon seit drei Tagen ist dieses Wahrzeichen sichtbar und noch immer blinzt es wie in unerschütterlicher Ferne. Jenseits soll ein Dorf mit einer großen, sprudelnden Quelle sein. Ein riechiger Palmennadl wird schattenspendend die sonndurchglühende Schar aufnehmen, eine Karawanne, beladen mit Wein und frischem Brot erwartet dort die lebende Kolonne, und aus den Nomadenwelten lauernde Araber werden leichtfüßig wie Gazellen der Wüste Junakrauen in's Lager der Legionäre eilen, den Rauchgasen von Tlemcen aufzuführen, um sich zur Ruhe geneigt zu machen. Wie sich am Firmament die Fata Morgana abspiegelt, dem lebenden Wanderer prächtige Oasen mit schnellflutenden Strömen vorläufig, so lebt auch in der Seele von vielen dieser militärischen Sklaven das Streben, das Wünschen, das sich zu einem Traum auswirft, der lind wie Balsam ihm die schauerliche Wirklichkeit vergessen macht. Ist die Truppe endlich auf dem Lagerplatze angekommen, so möchte keiner das Zelt aufbauen, Wasser holen und Feuer machen. Sind Gewehr und Tournister zusammengepackt, so geht noch einmal ein Aufatmen durch die Truppe, dem aber dann der Zusammenbruch folgt. Erst nach einer halben Stunde erheben sich die älteren Soldaten und holen Wasser und Holz. Wenn dann das Feuer flackert, steht auch der letzte Müde auf und blüht dem Koch bei dessen Rüsteln. Ist das Essen und der Wein verteilt, dann schwebt über dem Lager der Rauch hundertter Zigaretten. Das Brot, von Kamelen aus der nächstliegenden Militärkaserne in's Lager befördert, wird ausgegeben. Es ist durch das Neben-einandergeben der Tiere breitenrecht worden, auch haftet dem Gebärd der übertriebenen Geruch der Kamelst und nur der äußerste Hunger zwingt zum Verzehren der oftmals unförmigen Masse.

Zelte werden aufgeschlagen, Nieder gesungen und Geschichten aus dem Korps erzählt. Gruppen bilden sich um die Feuer, bei deren Schein Karten gespielt und die farce Lobnung verlesen wird. Sumor und Freude laden dem Mond entgegen. Die Truppe benimmt sich, als hätte sie einen Schlachttag mit reicher Beute hinter sich. Schon wird es kühl, alles kriecht

unter die Zelte. Die Waposteln schreiten am Lager entlang, an dessen Ende die Krefantanten sitzen, ebenfalls bemacht, aber ohne Zelt, ohne Dede. Sie lauern aufkommen und Hürden die nächtliche Kälte, wie man am Tage mit Schweden die Site erwartet. Schafste und Spanen schleichen bis in die Nähe des Lagers und die Morgenbämmerung schickt ihre Boten in Gestalt von Hasgeiern, die nach dem Abzug der Truppe das Lager säubern.

Ein vornehmer Sonderling

Ein Gefandter Spaniens in England, der sehr gelehrt, aber schwach und eifrigemensch war, hatte sich eigenartige Anschauungen über die Wichtigkeit der Zeichen in den Kopf gesetzt. Er behauptete, daß diese sehr wohl die Sprache erkennen könnten, und daß man auf allen Hochschulen einen Professor der Zeichenprache haben sollte. Eines Tages besuchte sich dieser Diplomat vor dem König Jacob über die Vernachlässigung, welche diesem Verlehrsmittel überall zu teil werde und daß man nirgends eine Professur dieser wichtigen Wissenschaft fände.

„Nun, einen Professor, wie Sie ihn wünschen, habe ich,“ sagte der König, „ein sehr geschickter Mann sogar. Er ist allerdings an einer entfernten Hochschule, der nördlichsten meiner Staaten. In Aberdeen nämlich, ungefähr 600 Meilen von hier.“

„Und wenn er 10 000 Meilen entfernt wäre,“ antwortete der Gefandte, „ich muß ihn sehen. Gleich morgen mache ich mich auf die Reise zu ihm.“

Und er machte sich auch tatsächlich auf den Weg. Der König der sich keine Mühe geben wollte, schickte schließlich einen Eilboten nach der Universität Aberdeen, um die Ankunft des sonderbaren Reisenden anzuzeigen, und die Professoren zu veranlassen, ihn auf's Beste zu empfangen, es aber zu versuchen, ihn so rasch wie möglich wieder loszumachen.

Der Gefandte wurde also von der Akademie mit großer Feierlichkeit empfangen. Da er sich aber sofort heftig nach dem Professor der Zeichenprache erkundigte, bedeutete man ihm, daß derselbe leider z. B. abwesend sei, indem er eine Reise ins schottische Hochland angetreten habe. Wenn er zurückkomme, müsse man nicht.

„In diesem Falle warte ich, bis er da ist,“ entschied der Gefandte, „und wenn er ein ganzes Jahr fortbleibt!“

Da die Professoren sahen, daß sie keine Erlaubnis auf diese Weise nicht los werden konnten, jammern sie auf einen anderen Ausweg. Man erinnerte sich eines gewissen Schlichters in der Stadt, namens Geordi, der nur ein Auge hatte, aber sonst sehr brillant war und sich für die verschiedensten Rollen vortrefflich eignete. Es wurde beschloffen, ihn mit der Würde eines Professors der Zeichenprache zu betrauen. Er willigte auch ein, worauf man ihn einführte. Natürlich hatte er versprechen müssen, tiefstes Schweigen zu bewahren und sich nur durch Zeichen zu verständigen.

Als der Gefandte benachrichtigt wurde, daß der Professor von der Reise zurück sei, war er äußerst erfreut. Vor der Begegnung staffierte man den Schlichter als Professor aus und ließ ihn mit Talar und mächtiger Perücke bekleiden im großen Saale der Akademie in einem Sessel Platz nehmen, worauf seine Exzellenz eingeführt wurde.

Man bedeutete dem Spanier, er möge sich nun mit dem geschickten Manne auseinandersetzen und unterhalten wie es ihm beliebt. Und die in einem Vorhange vereinteten Professoren warteten mit Ungeduld und nicht ohne Unruhe wie diese Begegnung ausfallen würde.

Der Gefandte näherte sich Geordi und hob einen Finger seiner Hand. Auf diese Geste erhob G. 2 Finger. Nun zeigte ihm der Gefandte 3 Finger. Geordi aber machte eine drohende Faust in die Luft. Jetzt sog der Gefandte eine Orange aus seiner Tasche und zeigte sie. Darauf sog Geordi seinerseits ein großes Stück Brot unter seinem Talar hervor und legte es wohlgefällig vor sich hin. Der Gefandte schien befriedigt. Er machte eine tiefe Verbeugung und sog sich zurück.

Die Professoren waren natürlich sehr begierig zu erfahren, wie sich ihr einäugiger Kollege aus der Affäre gezogen hatte. Auf ihre Fragen antwortete ihnen der Gefandte: „Der Mann ist einfach bewundernswert und nicht mit allen Schönen Judens zu bezahlen. Erst zeigte ich ihm einen Finger, womit ich sagen wollte, daß es nur einen Gott gäbe. Er zeigte mir gleich zwei und bedeutete damit, daß es einen Gottvater und einen Gottsohn gäbe. Darauf zeigte ich ihm 3 Finger zum Zeichen, daß in Gott 3 Personen seien, Gottvater, Gottsohn und bla, Geist. Er wiederum wies mir die geballte Faust, was soviel hieß, als alle drei seien nur eins. Und nun brachte ich eine Orange zum Vorschein, um die Güte Gottes anzudeuten, die uns nicht nur alles zum Leben nötige schenkt, sondern auch Süßes und Angenehmes zur Verschönerung des Daseins. Und dieser geradezu wunderbare Mensch legt ein Stück Brot vor

mich hin zum Zeichen, daß dies das Wesentliche sei, das den Vorzug vor allen Bedürfnissen des Luxus und der Eitelkeit habe.

Enttäuscht, daß die Sache so gut geclüdt war, wandten sich die Professoren an Geordi, als der Gefandte sich verabschiedet hatte, um auch von ihm zu erfahren, wie er seinerseits die Dinge aufgefaßt und sich erklärt hatte. Sie fanden ihn ziemlich erbost.

„Euer Gefandter ist ein trecher Mensch,“ sagte er. „Zuerst zeigte er mir einen Finger, um mir vorzumachen, daß ich bloß ein Auge hätte. Ich wies ihm zwei Finger, um ihm zu oerzählen zu geben, daß mein eines seine zwei wert seien. Darauf hob er drei Finger, um mir zu sagen, daß wir beide bloß drei Augen hätten. Gezeigt über diese Unverschämtheit, hielt ich ihm meine Faust unter die Nase und nur die Mühseligkeit auf Sie hat mich abgehalten, sie ihm um die Ohren zu schlagen. Aber damit war seine Frechheit noch nicht zu Ende. Er zog darauf eine Apfelsine aus der Tasche und zeigte sie mir, um zu sagen: Euer elendes kaltes Land kann so etwas nicht darbieten. Aber ich legte ihm meinerseits ein gutes Stück schottischen Ruchens vor, zum Zeichen, daß ich mich wenig um seine Defekate kummere. Ich war nahe daran, ihm den Ruchens an die Nase zu werfen, als er es für geraten hielt, mir eine Reverenz zu machen und sich zurückzuziehen.“

Die Professoren erwiderten sich sehr an dieser donnelten Erklärung und als der König Jacob davon Mitteilung erhalten, lachte auch er mit seinem Hofe herzlich darüber. —
Max Josef Berger.

Aus Welt und Wissen

Der Lebenslauf des „Berufsverbrechers“. Legationsrat Dr. S e i n d l schreibt in einem Buche „Der Berufsverbrecher“ über das Schicksal dieser Leute: „So benimmt der Berufsverbrecher sein Leben lang zwischen mißbrauchter Freiheit und Saft hin und her. Von früherer Jugend bis zum Grabe. Wie sollte es auch anders sein bei Menschen, die in einer Familie aufgewachsen, in der die Mutter der Gewerbsunacht und der Vater dem Trunt obliegt? Die in engen Räumlichkeiten groß werden, in denen sie Auszeugen der elterlichen Prügeln und — was noch schlimmer ist — der elterlichen Verhöhnungen sind. Die ersten Straftaten der Kindheit sind stets Eigentumsdelikte zum Schaden der Eltern, der Lehrherren, der Nachbarsleute, der Marktballenbändler und offenen Auslagegeschäfte. Die kindlichen Diebe machen dabei meist eine Erfahrung, die für ihr ganzes Leben richtunggebend wird: man kann stehlen, ohne erwischt zu werden, und besitzen, ohne erworben zu haben. Sie begreifen rasch die verlockende Chance: Gewinn ohne Arbeit. Ihr Schicksal ist damit besiegelt. Manchmal werden sie natürlich abgefaßt, aber sie sind noch so klein! Das strafbare Alter ist noch nicht erreicht. Der Bestohlene nimmt ihnen einfach den Raub ab und verabschiedet ihnen dafür als Ersatz einige Prügel. Und auch wenn der im Leben des angehenden Berufsverbrechers so denkwürdige Geburtstag herangekommen ist, an dem er das kleine Bürgerrecht vom Straßenscheiterer geerbt erhält, wird er meist noch von den Geschädigten im Wege der Selbsthilfe gequält. . . . Gerät der hoffnungsvolle Verbrecherabend aber einmal an einen Michael Kohlhans, der sein Recht vom Kahl fordert, so findet er milde Richter. Seine Jugend pläbiert für ihn. Er kommt in eine Anstalt, die „ganz auf Pädagogik eingestellt“ ist. Und er lernt tatsächlich viel in der Fürsorge-Erziehungsanstalt. . . . Der etwa fünfundszwanzigjährige verläßt die Strafanstalt als vollendeter Verbrecher und hat sein weiteres Leben lang nur mehr die Fortschritte der Technik auf seinem Spezialgebiet aufmerksam zu verfolgen, um auf der Höhe zu bleiben. Der Vater Staat sorgt für solche gelegentlichen Fortbildungskurse, indem er immer zwischen einigen Jahren ungestraften Delinquierens etliche Monate ins Gefängnis oder Zuchthaus einschleibt. Das hält up to date. Und wird deshalb gern in Kauf genommen, zumal es der Eitelkeit der meisten Verbrecher schmeichelt, bin und wieder auf dem Biedestal der Anklagebank vor dem Volk sich zu zeigen. Auf diese Weise durch zeitweiligen Zuchthausaufenthalt mit professionellem Wissen immer mehr ausgerüstet, verbringt der Berufsverbrecher seine besten Mannesjahre in stetig sich steigender Mißthat. Glücklicherweise ist er meist bald verbraucht. Gleichzeitig Jäger und Wild, beim geringsten Geräusch die Ohren spitzend, immer auf dem qui vive, nur mit einem Auge schlafend, so unregelmäßigen Zeiten essend, von Leidenschaft und Anstaltskudeln verzerrt: das ist ein Leben, das keiner lange lebt. Und wenn der Zusammenbruch kommt? Mancher hat dann, wie ein geübter Hirsch im Dickicht, den Kampf aufgegeben und sich des Polizes gestellt: „Da bin ich! Ich ergebe mich!“ —